

Alexander Deeg/
Christian Lehnert (Hrsg.)

»Wir glauben das Neue«

Liturgie und Liturgiewissenschaft unter
dem Einfluss der völkischen Bewegung



*Beiträge zu Liturgie
und Spiritualität*

„Wir glauben das Neue“

Beiträge zu Liturgie und Spiritualität

Herausgegeben vom

Liturgiewissenschaftlichen Institut der
Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD)
bei der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig

Band 27

„Wir glauben das Neue“

Liturgie und Liturgiewissenschaft unter dem Einfluss
der völkischen Bewegung

Herausgegeben von
Alexander Deeg und Christian Lehnert



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig
Printed in Germany · H 7796

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Zacharias Bähring, Leipzig
Satz: Regina Schelske, Leipzig
Druck und Binden: Hubert & Co., Göttingen

ISBN 978-3-374-03889-3
www.eva-leipzig.de

Vorwort

Eine Beschäftigung mit der Geschichte der Liturgie und der Liturgiewissenschaft ist unerlässlich, um gegenwärtige Entwicklungen in ein klärendes Licht zu rücken. Die historische Distanz kann den Blick schärfen für übergreifende Fragen, die sich auch heute stellen. Wie sich Liturgiewissenschaft und konkrete liturgische Praxis zu den leitenden Mentalitäten einer Epoche verhalten, wie angepasst oder widerständig sie sich erweisen, ist eine solche Frage, und sie ist nicht leicht zu beantworten.

Das Liturgiewissenschaftliche Fachgespräch, das in Leipzig im Februar 2013 stattfand, widmete sich einem, trotz einiger neuerer Arbeiten noch immer zu wenig erforschten Gebiet: der Liturgiegeschichte und Geschichte der Liturgiewissenschaft in der Zeit der „völkischen Bewegung“. Vertreterinnen und Vertreter der evangelischen und katholischen Theologie, der Geschichtswissenschaft und der Kirchenmusikforschung waren in Leipzig versammelt, um dieses Thema und seine Bedeutung für die gegenwärtige Liturgiewissenschaft und liturgische Praxis der Kirchen drei Tage lang zu diskutieren. Wir freuen uns, die Vorträge der Leipziger Tagung – ergänzt durch Beiträge von André Fischer und Dirk Schuster – in diesem Band vorlegen zu können. Vielfach markieren die Beiträge Forschungsdesiderate. Dass diese bald aufgegriffen werden und dieses Buch dazu helfen kann, die anstehenden Fragen neu zu diskutieren, ist unser Wunsch.

Wir danken allen, die durch ihre Beiträge das Fachgespräch und dieses Buch bereichert haben. Besonders danken wir Frau Regina Schelske, der Sekretärin des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD bei der Universität Leipzig, die wieder einmal in gründlicher und engagierter Arbeit ein Buch gesetzt und uns bei der Korrektur geholfen hat, Frau Annekathrin Böhner für die Durchsicht des Buches und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Evangelischen Verlagsanstalt in Leipzig, besonders Frau Dr. Annette Weidhas, für ihre Unterstützung und Kooperation.

Leipzig, im April 2014

Alexander Deeg / Christian Lehnert

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Alexander Deeg Wir glauben das Neue Zur Einführung.....	9
Hartmut Lehmann Von der irrationalen Hoffnung des deutschen Volkes vor und nach dem Ersten Weltkrieg auf Erlösung.....	17
Peter Cornehl „Wach auf, wach auf, du deutsches Land ...“ Liturgische Mentalitäten im Widerstreit Eine Skizze zur Lage vor und nach 1933.....	31
André Fischer „Über dem Tore, durch das unser Geschlecht den Weg in die Kirche zurückfinden kann, steht geschrieben: communio, Gemeinschaft!“ Das Volkstumsdenken in der evangelischen Kirche und der Gemeinschaftsaspekt in der Ekklesiologie und Liturgik von Paul Althaus in der Weimarer Republik.....	119
Dirk Schuster Ein nicht nur geistiger Kampf gegen das Judentum Die Umsetzung der Arbeiten des „Institutes zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ im Gottesdienst.....	155
Thomas Rheindorf Ordo in Torpore Anmerkungen zur Agendensituation von 1933–1945.....	173

Konrad Klek	
Treue zum Gottesdienst als „Aufgabe“?	
Materialien aus der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1930–1941	199
Christiane Schäfer	
„Uns rufet die Stunde!“	
Die Sammlung „Kirchenlied“ von 1938 im Kontext ihrer Entstehungszeit.....	223
Benedikt Kranemann	
„Wir glauben das Neue“ – Forschungsperspektiven.....	237
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren.....	245

Alexander Deeg

„Wir glauben das Neue“ Zur Einführung

Manchmal überfallen diejenigen, die liturgiewissenschaftlich arbeiten, Zweifel. Wie eigentlich kommen Kolleginnen und Kollegen, wie eigentlich komme ich selbst auf Thesen zur Bedeutung und Gestalt der Liturgie, zu Theologie und Feierformen des Gottesdienstes? Das Phänomen ist ja nicht ganz unbekannt: Mir selbst gefällt eine bestimmte Form der liturgischen Gestaltung, eine Weise des Psalmengesangs, eine Struktur der Abendmahlsfeier etc. – und dann fallen mir schon historische oder theologische, empirische oder kulturwissenschaftliche Argumente ein, um das, was meinem Geschmack entspricht, auch begründet darzulegen und (vermeintlich) zu objektivieren. Es ist ein Verdacht, der sich auch deshalb einstellt, weil die Methodik liturgiewissenschaftlichen Arbeitens, die Art und Weise liturgiewissenschaftlicher Epistemologie selten explizit reflektiert werden. Wie kommt die Liturgiewissenschaft auf ihre Gedanken? Wie verbinden sich historische oder empirische Deskriptionen mit normativen Schlussfolgerungen für die gegenwärtig gefeierten Gottesdienste?

Freilich ist in den seltensten Fällen davon auszugehen, dass es zur bewussten argumentativen Verschleierung persönlicher Vorlieben kommt. Aber – und das macht die Sache nicht einfacher: Es ist wahrscheinlich und letztlich unumgänglich, dass individuelle und überindividuelle Haltungen und Einstellungen auch liturgiewissenschaftliche Reflexionen und liturgisch-praktische Konkretionen prägen. Wie aber kommt man an solche Einstellungen heran? Wie lassen sich Mentalitäten bestimmen, also vorherrschende und immer nur teilweise bewusste Prädispositionen?

2012 erschien „1913. Der Sommer des Jahrhunderts“ von Florian Illies.¹ Gut 300 Seiten lang zeichnet Illies ein Bild dieses Jahres und versucht ein Stimmungsbild der Zeit, indem er auf die Ebene der Personen und des Persönlichen „abtaucht“. Er zeigt, wie der 24-jährige Hitler in Wien im Männerwohnheim lebte und malte, wie er spazieren ging und was er aß. Er gibt Einblicke in Thomas Manns häusliches Leben nach der

1 Florian Illies, 1913. Der Sommer des Jahrhunderts, Frankfurt/M. 2012.

Veröffentlichung von „Tod in Venedig“ und auf dem Weg zum „Zauberberg“. Er beobachtet Kafkas eigentümlich verschrobene Liebesbeziehung zu seiner zweimaligen Verlobten Felice Bauer. Und vieles mehr.

Kommt man durch die Lektüre von Florian Illies' Buch genauer an das heran, was das Jahr 1913 ausmacht, als man dies durch das Aufrufen der großen weltpolitischen Ereignisse dieses Jahres tun könnte? Wilson wird Präsident in den USA, Wilhelm II. ist Kaiser in Deutschland, Beginn des zweiten Balkankrieges und Unabhängigkeit Albaniens, Einweihung des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig. Lässt sich auf dem Weg der Darstellung von Details und durch das Eintauchen in das gelebte Leben die Mentalität der Enttäuschung jenes Jahres nach der Zeit des Fortschrittsoptimismus beschreiben? Florian Illies versucht es auf seine episodische und damit fragmentarische Weise. Manche werfen ihm vor, die Geschichte werde so auf das Niveau des Kleinbürgerlichen reduziert. Und in der Tat wagt Illies es kaum, den größeren Zusammenhang zu sehen. Ökonomisches, Politisches, Soziologisches und Privates werden nicht im Wechselspiel beleuchtet. So bleibt es vielleicht doch bei allzu harmlosen Anekdoten, mal witzig, mal peinlich, aus der Welt der Künstler und Politiker, der Mächtigen und noch nicht Mächtigen. Aber immerhin: Das Buch ist ein Versuch der Annäherung an etwas, was sich als Mentalität bezeichnen ließe und dann das Konglomerat von Vorstellungen, Einstellungen, Haltungen, Gefühlen meint, die in einer bestimmten Zeit (meist eher unbewusst als bewusst und eher aus dem Rückblick als in der Gegenwart erkennbar) prägend sind.

Werden solche Mentalitäten auch entscheidend für liturgische Weichenstellungen? Natürlich! Liturgische Argumentationslinien ändern sich durch die Zeiten hindurch. Exemplarisch deutlich wird dies etwa, wenn man den Rekurs auf Luther in der Geschichte der liturgischen Diskussionen untersucht. Mit Verweis auf ihn können so unterschiedliche liturgische Optionen wie die von Wilhelm Löhe, Friedrich Spitta und Julius Smend oder Paul Althaus argumentieren. Luther kann für liturgische Innovation ebenso stehen, wie für den Verweis auf die Notwendigkeit der Bindung des Gottesdienstes an die Tradition, für das Plädoyer für völlige Verständlichkeit in der Liturgie ebenso, wie für die Fortführung der abendländischen Messe in ihrer möglichst geprägten Gestalt. Ein Beispiel gibt der Agendenstreit des frühen 19. Jahrhunderts, in dem sich keineswegs nur Friedrich Wilhelm III. auf Luther beruft; auch Schleiermacher, der den Rekurs des Königs auf Luther spöttisch mit der Frage unterläuft, ob denn auch Luther selbst zum Lutheraner

geworden sei, stellt sein eigenes Verständnis des Reformators dem des Monarchen entgegen.²

Mit alledem ist nicht gesagt, dass Argumente *in liturgicis* arbiträr wären. Aber es könnte sein, dass liturgisch (und sicher nicht nur dort) das, was sich als „Mentalität“ bezeichnen lässt, eine mindestens ebenso große Rolle spielt wie der argumentative Diskurs. Das Fachgespräch des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD im Februar 2013 untersuchte diese Zusammenhänge, indem es eine Epoche in den Blick nahm: die Zeit der Weimarer Republik und des beginnenden Dritten Reiches (mit ihrer Vor- und Nachgeschichte), die Hoch-Zeit des ‚völkischen Denkens‘. Exemplarisch sollte so erarbeitet werden, welche Zusammenhänge sich zwischen Mentalität und Liturgie(wissenschaft) aufweisen lassen.

Den konkreten Anstoß zu diesem Liturgiewissenschaftlichen Fachgespräch und dem jetzt vorliegenden Buch haben wir einerseits Benedikt Kranemann und Klaus Raschzok, andererseits Peter Cornehl zu verdanken. Benedikt Kranemann und Klaus Raschzok haben 2011 das monumentale (1200 Seiten starke) Standardwerk „Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert“ herausgegeben.³ In dieser liturgiewissenschaftlichen Prosopographie werden 95 (!) bereits verstorbene Liturgiewissenschaftler aus den evangelischen Kirchen und aus der katholischen Kirche in unterschiedlich langen und generell (wie immer bei einem Sammelband) unterschiedlich qualitätvollen Artikeln dargestellt. Eine Fundgrube für die Liturgiewissenschaft – und ein anregender Entdeckungszusammenhang für Fragen, die sich quer zu den dargestellten Biographien auftun. Als eine offene Frage der Forschung markiert Klaus Raschzok in der Einleitung die nach der „Einbindung [der Liturgiewissenschaft] in das kirchliche, kulturelle, politische und gesellschaftliche Leben im 19. und 20. Jahrhundert. Insbesondere die Zusammenhänge von Nation, Krieg und Gottesdienst bedürfen detaillierter Studien, damit das Fach nicht mehr wie bisher auf eher großflächige Vermutungen angewiesen bleibt.“⁴

2 Wunderbar nachgezeichnet findet sich dieser Agendenstreit bei Michael Meyer-Blanck, *Agenda. Zur Theorie liturgischen Handelns*, Tübingen 2013, 21–37, 32.

3 Benedikt Kranemann/Klaus Raschzok (Hg.), *Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Deutschsprachige Liturgiewissenschaft in Einzelporträts*, 2 Bd., LQF 98, Münster 2011.

4 A.a.O., 43.

Peter Cornehl hat sich gleich nach Erscheinen an die Lektüre des Buches gemacht und eine umfangreiche Rezension verfasst.⁵ Unter anderem fragt Cornehl nach dem „langen Schatten des Antimodernismus“⁶ in der Liturgiewissenschaft und nach dem Verhältnis von „Gottesdienst und Politik“⁷. Cornehl schreibt: „Die Liturgiewissenschaft beider Kirchen stand in den 1920er und 30er Jahren politisch und weltanschaulich mehrheitlich rechts. Der liturgische Zeitgeist war überwiegend national, nationalistisch, völkisch, monarchistisch, bewegte sich im Parteienspektrum – von wenigen Ausnahmen abgesehen [...] – zwischen DNVP und NSDAP.“⁸

Das Fachgespräch des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD in Leipzig im Jahr 2013, dessen Beiträge hier – ergänzt um Artikel von André Fischer und Dirk Schuster – dokumentiert werden, bot die Chance, dem weiter nachzugehen. Wenn wir eine weitgehend immer noch existierende Leerstelle der Forschung begehen und die liturgische Entwicklung in den 1920er und 1930er Jahren näher betrachten, dann tun wir dies einerseits, um historisch genauer zu sehen, andererseits aber auch um Hinweise für die gegenwärtige Liturgik zu erhalten. Niemand entgeht seiner oder ihrer Kultur, niemand steht jenseits seiner oder ihrer Zeit. Je bewusster dies aber geschieht, umso besser lassen sich Einseitigkeiten vermeiden und lässt sich in liturgicis ein Blick gewinnen, der das Zeitbedingte in die Kontinuität einer langen Tradition der Wege und Irrwege einordnet.

Die Beiträge dieses Bandes werden mit einem Aufsatz des Historikers Harmut Lehmann eröffnet. Lehmann ordnet das Denken und Handeln zahlreicher Vertreter der Kirchen in der Zeit der Weimarer Republik und des „Dritten Reichs“ ein in die Entwicklungen des 19. Jahrhunderts. In diesem, so analysiert Lehmann, habe sich eine Verschiebung und eminente Bedeutungssteigerung des Begriffs „Volk“ gezeigt, der auch kirchlich rezipiert und transformiert werden konnte. Die „Volkskirche“, die für viele Protestanten Deutschtum und Luthertum auf ideale Weise

5 Vgl. Peter Cornehl, „Gottesdienst als Feld theologischer Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Deutschsprachige Liturgiewissenschaft in Einzelporträts“. Erste Leseindrücke aus evangelischer Sicht, in: PTh 101 (2012), 200–213.

6 A.a.O., 206–209.

7 A.a.O., 209–213.

8 A.a.O., 209.

verband, wurde propagiert. Damit verband sich der zweite von Lehmann analysierte Leitbegriff: Wiedergeburt. Dieser ehemals individuell bestimmte Begriff verwandelte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem kollektiven: Es ging um Wiedergeburt und Auferstehung des Volkes (und damit auch: der Kirche in ihm), die dann in der Weimarer Republik von vielen nach dem Ende des Ersten Weltkrieges umso heftiger herbeigesehnt und durch den Nationalsozialismus als angebrochen betrachtet werden konnte.

Peter Cornehl, emeritierter Professor für Praktische Theologie aus Hamburg, legt in diesem Band weit mehr vor als nur seinen Beitrag für das Leipziger Fachgespräch 2013. Bei dem Artikel handelt es sich um eine deutliche Erweiterung auf der Grundlage weiterer intensiver Studien in den Quellen und in der Sekundärliteratur. Wir freuen uns, diesen wichtigen Beitrag an dieser Stelle veröffentlichen zu dürfen. Cornehl gründet seine Überlegungen auf dem Begriff der „liturgischen Mentalitäten“ und versteht darunter das Miteinander theologischer, kultureller und politischer Aspekte, die für liturgiewissenschaftliche Positionierungen und liturgiepraktische Entscheidungen Bedeutung erlangten. Gleichzeitig betont Cornehl die Bedeutung der „Gestalt“ für die Mentalitäten. Mentalitäten leben nicht im reinen Raum des Gedankens oder der emotionalen Innerlichkeit. Sie finden Ausdruck in Bildern, Ritualen – und eben auch in Gottesdiensten. Wenn Cornehl von *liturgischen Mentalitäten* spricht, so ist damit das im Blick, was gefeierte Gottesdienste prägt, was durch sie zum Ausdruck kommt und durch sie an Denken und Fühlen und Verhalten hervorgerufen bzw. stabilisiert wird. Es ist klar, dass es daher in dem Beitrag nicht nur um die Rekonstruktion einer Etappe der evangelischen Liturgiegeschichte geht, sondern zugleich um die Aufdeckung des Wechselspiels von Mentalität und Feiergehalten, die einerseits unhintergebar ist, andererseits aber genau deshalb eine präzise Reflexion erfordert. – So macht dieser Beitrag auch deutlich, vor welchen Herausforderungen die Liturgiewissenschaft gegenwärtig steht.

André Fischer, Pfarrer in Grafenwöhr und durch eine umfangreiche Dissertation ausgewiesener Kenner der Theologie von Paul Althaus (1888–1966), stellt dar, wie suggestiv sich das Volkstumsdenken für weite Kreise des deutschen Protestantismus seit dem Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik erwies. Es lag unmittelbar nahe, Volksmission und Volkstum zu verbinden und die vielfältig vermisste Idee der Gemeinschaft als Heilmittel gegen ‚zerstörerischen‘ Individualismus ekklesiologisch zu verstehen und liturgisch zu gestalten. Interessant ist

aber auch, wie sich Althaus' liturgische Reflexionen gegen bestimmte Ausprägungen völkischen Denkens im Sinne einer nationalen oder gar ‚arischen‘ Reduktion der gefeierten Liturgie wehren. Affinität zu völkischem Denken und bedenkenlose Aufnahme völkischer Überzeugungen geht so Hand in Hand mit der – zaghaften – Wahrnehmung einer gerade durch den gefeierten Gottesdienst und durch sein jede weltliche Ordnung transzendierendes Potential geforderten kritischen Sensibilität.

Der Historiker Dirk Schuster beschäftigt sich mit dem 1939 gegründeten Eisenacher „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“, stellt dies in den Kontext der Entwicklung der Thüringer „Deutschen Christen“ hinein und fragt, welche konkreten Arbeiten an Bibel, Gesangbuch und gottesdienstlicher Liturgie vorgenommen wurden. Die im Institut Aktiven forderten eine umfassende liturgische Modernisierung und mit ihr die Überwindung historischer Fehlentwicklungen im Gottesdienst, die monokausal mit dem „jüdischen Einfluss“ erklärt wurden. Schuster zeigt auch, wie nationalsozialistische Propagandabegriffe in das Liedgut und in die Umarbeitung der Bibel eingetragen wurden und so zahlreiche Theologen und Menschen in den Gemeinden prägten. Gleichzeitig weist Schuster auf Forschungsdesiderate: Die Frage nämlich, inwiefern die in Eisenach entwickelten Ideen, tatsächlich in den Gemeinden rezipiert bzw. akzeptiert wurden, lässt sich aufgrund der bisherigen Studien noch nicht beantworten.

Thomas Rheindorf, der mit einer Arbeit zur „Liturgischen Arbeitsgemeinschaft 1941–1944“ promoviert wurde,⁹ beschäftigt sich mit der Agendensituation von 1933 bis 1945. Die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs vielfach empfundene Notwendigkeit, angesichts der radikal veränderten kirchlichen Verhältnisse auch erneuerte Agenden zu schaffen, führte etwa zu dem 1931 vorgelegten Agendenentwurf der Altpreußischen Union (eine revidierte Fassung der Agende von 1895), der aber angesichts der (kirchen-)politischen Entwicklungen nicht mehr zur offiziellen Agende werden konnte. Rheindorf untersucht unterschiedliche Ansätze in den 1920er Jahren und blickt auch auf die Wahrnehmung des Gottesdienstes durch die Gemeinde (ein Aspekt, der in der damaligen Agendendiskussion kaum zur Sprache kam). Unter anderem anhand der Auswertung der von 1929 bis 1935 unter der Federführung

9 Vgl. Thomas Rheindorf, Liturgie und Kirchenpolitik. Die Liturgische Arbeitsgemeinschaft 1941–1944, Arbeiten zur Praktischen Theologie 34, Leipzig 2007.

von Erich Stange herausgegebenen Pastoralblätter geht Rheindorf der Situation in der Zeit des Nationalsozialismus nach – und erarbeitet so den Hintergrund für die 1941 einsetzende Arbeit der „Liturgischen Arbeitsgemeinschaft“.

Konrad Klek, Professor für Kirchenmusik an der Universität Erlangen-Nürnberg und Kirchenmusikdirektor, stellt Textauszüge aus den letzten Jahrgängen der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ vor. Mit dieser Tiefenbohrung wird es exemplarisch möglich, dem Wechselspiel von Mentalität und liturgischer Diskussion nachzugehen. Das vorgestellte Material erweist sich als offen für zahlreiche weitere Überlegungen und Forschungen.

Christiane Schäfer, promovierte Germanistin und Mitarbeiterin am Gesangbucharchiv der Universität Mainz, stellt die Sammlung „Kirchenlied“ aus dem Jahr 1938 in den zeitgeschichtlichen Kontext und analysiert die zeitgenössische Modernität zahlreicher der dort abgedruckten Lieder. Spannend ist die Beobachtung, dass die inhaltlich klare Abgrenzung zum Nationalsozialismus in einer Sprach- und Klanggestalt erscheint, die unmittelbare Nähe zum ‚Zeitgeist‘ jener Jahre aufweist. Der Denkstruktur oder herrschenden Mentalität entgehen die Lieder nicht, wie Schäfer an konkreten Beispielen aufweist.

Benedikt Kranemann, katholischer Liturgiewissenschaftler in Erfurt, schließt diesen Band mit der Formulierung von Forschungsperspektiven ab. Kranemann betont die Notwendigkeit genauer Quellenstudien und die Erschließung neuer Quellen (u.a. auch Ton- bzw. Bilddokumente), um damit die gottesdienstlichen Wirklichkeiten noch genauer beschreiben zu können und auch den Klang und die Performance zu bedenken. Auch die Wahrnehmung von Vernetzungen zwischen unterschiedlichen Akteuren könnte helfen, den Blick auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der liturgischen und liturgiewissenschaftlichen Entwicklung zu schärfen.

Hartmut Lehmann

Von der irrationalen Hoffnung des deutschen Volkes vor und nach dem Ersten Weltkrieg auf Erlösung

Vor drei Generationen, was waren das für verrückte Zeiten in Deutschland. Hunderttausende junger Männer verloren im Ersten Weltkrieg ihr Leben. Von Maschinengewehrfeuer waren sie zerfetzt worden, Bomben hatten sie zerrissen, sie verbluteten irgendwo im Schlamm zwischen Stacheldraht. Ihre Mütter trauerten unendlich. Aber die Pastoren der Gemeinden, aus denen sie kamen, feierten sie als Helden, gar als Märtyrer einer unendlich guten Sache, der Sache des deutschen Volkes. Seit Kriegsbeginn 1914 flehten die deutschen Protestanten in ihren Gebeten, Gott möge ihnen den Sieg über ihre hinterlistigen Feinde schenken. Sie seien, das müsse Gott doch anerkennen, seine besten, seine treuesten Kinder. Auch ihr oberster Feldherr, Hindenburg, sei ein großer Beter. Deshalb verdienten die Deutschen nicht weniger als einen großen Sieg über ihre Feinde. Um sicher zu sein, investierten viele Protestanten, auch meine Großeltern, ihr Vermögen in Kriegsanleihen. Ihre goldenen Eheringe tauschten sie um in eiserne Ringe. Nichts schien zu absurd, um den Endsieg zu sichern.

Aber dann kam der November 1918. Binnen weniger Tage war alles vorbei. Alle Hoffnungen zerplatzten und keiner wusste, warum. Der Kaiser floh bei Nacht und Nebel über die Grenze in die Niederlande. Wie konnte die plötzliche Niederlage erklärt werden, hatte die deutsche Propaganda doch bis in den Sommer 1918 hinein vom Sieg fabuliert? Wären die protestantischen Pfarrer konsequent gewesen, hätten sie die Niederlage als Gottesgericht über die offensichtlich doch viel zu sündigen Deutschen erklären müssen. Das wäre nicht einfach, aber doch möglich gewesen. Denn Gott hatte die Deutschen, das stand mit Kriegsende fest, nicht mit dem Sieg belohnt. Pastoren und Professoren hätten herausfinden müssen, warum die Deutschen den Krieg verloren hatten. Waren sie zu überheblich gewesen? Hatten sie etwa nicht genug gebetet, Gottes Gebote nicht treu genug befolgt? Vor allem aber hätten sie die Niederlage als eine Zeit der Buße begreifen müssen. Denn nur einem bußfertigen Volk würde Gott sich in Zukunft wieder zuwenden.

Nur einige wenige Pfarrer nahmen in den Monaten nach dem unglückseligen November 1918 aber das Wort Buße in den Mund. Statt-

dessen machte das Wort vom Dolchstoß die Runde. Das deutsche Heer sei im Felde unbesiegt geblieben, so hieß es, die Heimat sei den tapferen Soldaten aber in den Rücken gefallen. Insbesondere die vaterlandslose Linke sei an der Niederlage schuld, zusammen mit den nicht weniger vaterlandslosen Juden, die ihre Geschäfte gemacht hätten, während die deutschen Soldaten an der Front verbluteten. Dolchstoß, so hieß die Hinwendung zu einem germanischen Mythos. So, wie der feige Hagen den tapferen Siegfried hinterrücks ermordete, hätten feige Vertreter der Heimat dem tapferen Heer das Leben genommen. Es war leichter, vom Dolchstoß zu reden, als Buße zu predigen.

Die allermeisten Protestanten hofften nach 1918 auf die baldige Rückkehr der Monarchie. Dementsprechend engagierten sie sich in Parteien, welche die neue demokratische Ordnung nicht als eine Chance begriffen, sondern hemmungslos diskreditierten. Tausende Theologiestudenten, auch ein Onkel von mir, traten in Freikorps ein und kämpften 1918/19 im Baltikum und auch in Bayern und Sachsen gegen die Kommunisten, so, als ob sie auf diese Weise das deutsche Vaterland doch noch retten könnten. Als prominente Politiker der Parteien, die sich für die neue Ordnung einsetzten, zum Beispiel Matthias Erzberger und Walther von Rathenau, wenig später ermordet wurden, jubelten nicht etwa nur die Unbelehrbaren auf der radikalen Rechten, sondern auch viele aus der bürgerlichen Mitte.

Was war das für eine Zeit? Eine Zeit der kompletten geistigen und politischen Verrohung? Oder eine Zeit der irrationalen Hoffnung auf Erlösung des deutschen Volkes? Um diese ferne, heute kaum noch zugängliche Zeit zu begreifen, gilt es weiter auszuholen.

Zunächst ist an die Genese und partielle Säkularisierung des Volksbegriffs zu erinnern. Herder ist hier zu erwähnen, und an die Rezeption der Herderschen Vorstellungen im Zuge der deutschen Einigungskriege an der Schwelle zum letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Denn mit dem Sieg über Frankreich 1871 gewann der Glaube an eine großartige Zukunft des deutschen Volkes eine überzeugende Evidenz. Nicht mehr die deutschen Einzelstämme sollten ab jetzt die deutsche Politik bestimmen, also Bayern, Franken, Sachsen, Schwaben, sondern das geeinte deutsche Volk in Gestalt des von Bismarck gestalteten Kleindeutschen Reichs unter preußischer Führung. Den Führungsanspruch erhoben dabei die deutschen Protestanten, konservative wie liberal gesinnte. Katholiken und Sozialisten galten dagegen als Reichsfeinde.

In den folgenden Jahrzehnten wurde die deutsche Sprache überschwemmt

mit Komposita des Begriffs Volk. Hier nur eine kleine Auswahl: Zusätzlich zu Wörtern wie Volkslied, Volkskunde, Volkskunst, Volksschule, Volkstanz kamen neue Wörter ins Vokabular, so Volksheer, Volkskirche, Volkswille, Volksbewusstsein, Volksempfinden, Volkskörper, Volksgesundheit, Volksmission, Volkspredigt, Volksreligion, Volksfrömmigkeit und, selbstverständlich, Volksgemeinschaft. Die Volksgemeinschaft wurde als Schicksalsgemeinschaft verstanden. Die Nazis fügten dann noch die Begriffe Volksgenosse, Volksempfänger und Volkswagen dazu, eben der Wagen für jeden Volksgenossen, die DDR die Begriffe Volkskammer und Volkspolizei.

Was hatte es mit diesem Begriff „Volk“ auf sich? Im traditionellen christlichen Verständnis war es eine Abkürzung für „Volk Gottes“, eben jene ausgewählte Gemeinschaft von Gotteskindern, von der in der Hebräischen Bibel berichtet wird. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde dieser Begriff aber schrittweise säkularisiert. Nun setzte sich die Überzeugung durch, Gott habe die Menschheit nicht als eine Summe von Individuen geschaffen, sondern als eine Vielzahl von Völkern – von Völkern mit unterschiedlichen Eigenschaften, und jeder Mensch gehöre primär und schicksalhaft zu einem solchen Volk. In dem Maße, in dem die Darwinschen Lehren populär wurden, verstand man diese Völker überdies als genuine biologische Entitäten, als Blutsgemeinschaften. Es fehlten dann noch zwei Schritte zu jenem Volksbegriff, der in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg propagiert und wenige Jahre später von den Nationalsozialisten auf schamlose Weise ausgenutzt wurde.

Der erste Schritt bestand in der Behauptung, in der Hierarchie aller Völker der Welt stünden die Deutschen an der Spitze, weit vor Romanen und Slawen und den Eingeborenen der Länder außerhalb von Europa. Der zweite Schritt war die prinzipielle, zugleich bösertige Abgrenzung gegenüber den Juden. Die Juden seien ein Volk eigener Art, wurde behauptet, das sich als Parasit in andere Völker eingemischt habe. Dort, wo dies gelungen sei, hätten sie zum politischen, kulturellen und moralischen Niedergang dieser anderen Völker geführt. Noch waren diese Vorstellungen nicht auf Deutschland begrenzt. Auch in Großbritannien und in den USA feierte der Teutonismus Triumphe. Auch in Ländern wie Frankreich breitete sich der neue rassistisch geprägte Antisemitismus rasch aus, wie die Dreyfus-Affäre beweist.

Die christlichen Kirchen reagierten auf die rassistische Aufladung des Volksbegriffs nicht mit der notwendigen Schärfe und Konsequenz. In Deutschland waren viele Pfarrer und Pastoren in den Jahrzehnten nach

der ersten deutschen Einigung selbst vom nationalen Virus infiziert. Wenn das deutsche Volk so außergewöhnliche Qualitäten besaß, wie das die Ideologen der Lehre von der besonderen Größe des deutschen Volkes behaupteten, dann mussten, so glaubten sie, auch die Kirchen in Deutschland eine besondere Aufgabe haben. Ganz selbstverständlich betrachteten sich evangelische Hofprediger wie Adolf Stoecker als geistig-moralische Führer.

Viel Geld und Energie wurde in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg außerdem in die Äußere Mission investiert. Dabei vollzog sich in zweifacher Hinsicht ein interessanter Wandel. Denn missioniert wurde auf politischen Druck hin nunmehr von den deutschen Missionsgesellschaften vor allem in den deutschen Kolonien, so in Deutsch-Südwest-, in Togo und in Deutsch-Ostafrika. Außerdem versuchten die Missionare nicht mehr wie früher, einzelne Seelen für das Christentum zu gewinnen. Ihr Ziel war es vielmehr jetzt, im Sinn der Volksnomos- theologie ganze Stämme zu bekehren, nach dem Motto, dass Gott doch Völker geschaffen habe und nicht nur Individuen. Für diese Missionare stand zugleich fest, dass es von Volk zu Volk unterschiedliche Formen des Christentums gab. Deshalb tolerierten sie bei den neu Bekehrten in Afrika Sitten und Gebräuche, die noch eine, zwei Generationen früher als heidnisch abgelehnt worden wären.

Noch problematischer war es, dass einige dieser Missionare nach ihrer Rückkehr auch in Deutschland die Meinung propagierten, den Deutschen sei ebenso eine besondere Form der Christentums eigen, eben: ein „Deutsches Christentum“, in das auch Elemente der germanischen Tradition eingegangen seien. Das gelte es gebührend zu würdigen. Diese Vorstellung sollte in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg verheerende Folgen haben. Mit dem Glauben an eine besondere Form des Christentums der Deutschen war schließlich der Weg offen, hin zu einer besonderen „völkischen Theologie“. Entsprechende Lehrstühle sollten freilich erst nach 1933 eingerichtet werden.

Die nach 1871 ebenfalls erfolgte Hinwendung zum Begriff „Volkskirche“ war auf den ersten Blick weniger problematisch. Warum nicht Kirche für das ganze Volk, für alle Schichten, für Gebildete und weniger Gebildete, für Jung und Alt? Das klang besser als Staatskirche. Das klang nach Öffnung hin zur Welt, zu neuen Möglichkeiten kirchlicher Aktivität. Wie wir im Rückblick wissen, verhinderte der Begriff Volkskirche aber eine genaue Analyse der tatsächlichen kirchlichen Situation. Zwar wurden damals bereits genaue Statistiken angelegt über die Teil-

nahme am Abendmahl, den Kirchgang sowie auch den Kirchenaustritt. Weil man an die Chancen der Volkskirche glaubte, wurde aber nicht analysiert, warum bereits damals mehr und mehr Menschen das kirchliche Angebot nur noch in stark begrenzter Form oder auch gar nicht mehr wahrnahmen. So diente der Begriff Volkskirche vor allem als eine Art Regenschirm, der über einer höchst komplexen kirchlichen Situation aufgespannt wurde, der aber zugleich einen genauen, prüfenden Blick auf diese Situation verhinderte.

Schon vor 1914 sind schließlich seltsame Perversionen des christlichen Glaubens zu konstatieren. Christus sei kein Jude gewesen, so damals schon einzelne Stimmen, sondern ein Arier, der aus dem Norden nach Palästina einwanderte. Er sei, so die damalige Sprache, für die Juden „fremdvölkisch“ gewesen und deshalb verfolgt und schließlich hingerichtet worden. Ein Beispiel von mehreren ist der Flensburger Pastor Friedrich Andersen. 1907 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel „Anticlericus“. Das Judentum sei der Mutterschoß des Klerikalismus, argumentierte er, und Jesus habe versucht, diesen zu überwinden. Deshalb sei er von den Juden wie ein Fremdkörper ausgeschieden worden. Es gelte, so Andersen, deshalb das Alte Testament aus dem Kanon auszuschließen. Die Juden seien nicht Gottes auserwähltes Volk. Jeder gesunde Mensch müsse Antipathien gegenüber Juden empfinden. 1917 wirkte Andersen anlässlich des vierhundertjährigen Reformationsjubiläums mit an der Formulierung von 95 Leitsätzen zur „Verdeutschung und Entjudung des Christentums“. 1921 brachte Andersen eine Neubearbeitung des „Anticlericus“ unter dem Titel „Der deutsche Heiland“ heraus. Hier propagierte er offen, es sei falsch, das Christentum auf das Judentum zu gründen. Jesus sei kein Jude gewesen, sondern Arier. 1925 trat Andersen der NSDAP bei. Er lud in den folgenden Jahren führende Nationalsozialisten wie Joseph Goebbels nach Flensburg ein. 1928 ging er in den Ruhestand und widmete sich ganz der antisemitischen Propaganda. 1937 machte ihn die Stadt Flensburg zum Ehrenbürger. Es gilt anzufügen, dass das für Andersen zuständige Konsistorium ihn zwar mehrfach visitierte und verwarnte, letzten Endes aber nichts gegen ihn unternahm. Das 1939 in Eisenach gegründete „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ hat also eine lange Vorgeschichte.

Kommen wir nun zu einem zweiten Leitbegriff, der das religiöse Denken der meisten deutschen Protestanten in der Zeit vor 1914 und darüber hinaus bestimmte; es ist der Begriff der Wiedergeburt, der oft auch als

Erweckung oder allgemeiner als Erneuerung verstanden wurde. Interessanterweise können wir auch hier eine Verlagerung der Bedeutung von der individuellen zur kollektiven Ebene beobachten. Wiedergeburt hieß ursprünglich nämlich nichts anderes als die, auf tief empfundene Buße, und Reue begründete und durch Gottes Gnade bewirkte Erneuerung einer einzelnen Person, die sich im Zuge ihrer Wiedergeburt definitiv von der Sünde lossagte und hoffte, Gott würde ihr nunmehr das ewige Leben schenken. So wurde das im Pietismus vielfach bezeugt und erfahren. Erweckung hieß dementsprechend das Aufwecken einer Person aus dem Sündenschlaf, so wie das Erweckungsprediger des frühen 19. Jahrhunderts wie Ludwig Hofacker in ihren Predigten forderten.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam es dann aber zu einer gravierenden Transformation. Johann Hinrich Wichern, Friedrich von Bodelschwingh und ihre Freunde hatten die Revolution von 1848 als Gottesstrafe für das ganze sündig gewordene deutsche Volk empfunden. Die in den folgenden Jahren ins Leben gerufenen Werke der Inneren Mission verstanden sie als Versuch, Gott wieder gnädig zu stimmen, da die Deutschen nunmehr offensichtlich seine Gebote wieder mit großer Ernsthaftigkeit befolgten. Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 brachte die Wende. Als das deutsche Heer am 2. September 1870 Napoleon III. besiegte und gefangen nahm, jubelten zahllose deutsche Protestanten: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung“. Gott hatte, so schien es, die Bemühungen um eine Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens der Deutschen mit einem Sieg über die unmoralischen Franzosen belohnt. Bodenschwingh brachte die Emotionen auf den Punkt, als er vorschlug, ab sofort den 2. September als einen nationalen Feiertag zu begehen, als Tag der Busse und der dankbaren Erinnerung daran, dass Gott die Deutschen wieder zu seinem Volk gemacht habe, dem auserwählten Volk eines neuen Bundes. Die von Bismarck mit viel politischem Geschick durchgeführte kleindeutsche Einigung verstanden diese Kreise als den Beginn einer umfassenden religiösen, sozialen und politischen Wiedergeburt des gesamten deutschen Volkes. Dafür sollte der „Sedantag“ stehen.

Wie wir wissen, wurden die Hoffnungen auf eine sittliche und religiöse Wiedergeburt des ganzen deutschen Volkes in den folgenden Jahren nicht erfüllt. Zwar setzte sich bei deutschen Protestanten die Ansicht durch, die Reichseinigung von 1871 stünde in einer Tradition mit der Reformation und mit dem Sieg über Napoleon im Jahre 1813. In jedem dieser Fälle habe Gott direkt in die deutsche Geschichte eingegriffen.

Durch Martin Luther habe er die Deutschen aus der Herrschaft des Papsttums befreit, 1813 von der Herrschaft des von Napoleon verkörpertem antichristlichen Rationalismus, 1870/71 aus egoistischem Partikularismus und Kleinstaaterei. Bodenschwingh selbst musste jedoch schmerzlich erkennen, dass der Sedanfest im Laufe der Jahre zu einem Fest der Veteranenvereine verkam, samt Alkoholexzessen. 1895 versuchte er vergeblich, die ursprüngliche Idee des Sedanfests noch einmal wiederzubeleben.

Was in protestantischen Köpfen aber trotz dieser Enttäuschungen weiterlebte und fest verankert war, das war die Vorstellung von der realen Möglichkeit einer umfassenden politischen, sozialen und religiösen Erneuerung, gar Wiedergeburt, des deutschen Volkes. Als 1913 das hundertjährige Jubiläum der Erhebung gegen Napoleon gefeiert wurde, beschworen zahlreiche Redner diese Idee. So ist es kein Wunder, dass die Vorstellung von der Wiedergeburt des deutschen Volkes im August 1914 wieder aufflammte. Jetzt, im Zeichen eines Krieges, schien die Stunde gekommen, in der Gott die Deutschen wieder als sein Volk, als das Volk eines neuen Bundes, zu sich nehmen würde, allen Freigeistern und Sozialisten zum Trotz. Dabei mischten sich säkulare und christliche Motive auf eine schwer nachvollziehbare Weise. Das stärkste Volk sollte in diesem Kampf siegen, so die Vertreter eines machtpolitischen Darwinismus. Die innigsten Beter sollten Gott überzeugen, ihnen doch den Sieg über ihre Feinde zu schenken, so Protestanten aus dem bürgerlichen Milieu. Und Hindenburg war beides zugleich: Die Verkörperung eines pragmatischen, machtpolitischen Militarismus und das Idol der Frommen, der große Beter, der gewissermaßen einen Schritt näher bei Gott stand als die normalen Deutschen.

Die weitere Geschichte ist bekannt. Sie führte über propagandistische Hetze gegen die deutschen Gegner und verblendete Hoffnungen auf rasche Siege zu unendlichen Leiden, zu den Hunderttausenden von Toten, hin zum militärischen und politischen Kollaps im November 1918 und damit zu einer tiefen Enttäuschung. Wie sich ein gutes Jahrzehnt später zeigen sollte, war damit die Idee von der Wiedergeburt des deutschen Volkes aber nicht gestorben. Im Gegenteil: Die Niederlage verstärkte vielmehr, so scheint es, die Hoffnung auf Erlösung.

Ehe ich auf die Zwanzigerjahre zu sprechen komme, möchte ich aber darlegen, dass die von mir geschilderten Elemente: der Glaube an das deutsche Volk, der damit scheinbar untrennbar verbundene prinzipielle Antisemitismus und die Hoffnung auf Erneuerung und Größe, nicht

nur von einigen wenigen protestantischen Pastoren vertreten wurden, sondern auch von zahlreichen populären Schriftstellern, deren abstruse ideologische Werke den Weg bis in die Bücherschränke des gesamten deutschen Bildungsbürgertums fanden. Paul de Lagarde ist hier zu nennen, Julius Langbehn und Houston Stewart Chamberlain, ferner für die Zeit nach 1918 auch Arthur Moeller van den Bruck, Hans Grimm und Edgar J. Jung.

Seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts versorgte Paul de Lagarde, der von 1869 bis zu seinem Tod 1891 an der Universität Göttingen lehrte, das deutsche Bürgertum mit einer Vielzahl von aggressiven antisemitischen Schriften. Ohne Skrupel füllte er die Arsenale kleinbürgerlicher Ressentiments. Seine zuerst 1878 publizierten „Deutschen Schriften“ wurden 1920 in fünfter Auflage herausgebracht. Kein politisches Tabu scheute er. So redete er von großflächigen Umsiedlungen ebenso wie von der notwendigen Germanisierung Polens; und dies alles, um Deutschlands Größe wiederherzustellen. Mit Sozialisten und Katholiken legte er sich ebenso an wie mit den Liberalen. Fritz Stern und jüngst Ulrich Sieg haben sich mit diesem Gewirr von professoraler Besserwisseri und unsäglicher Intoleranz auseinandergesetzt.

Nicht weniger einflussreich war das Buch „Rembrandt der Erzieher“, 1890 unter dem Pseudonym „Von einem Deutschen“ zuerst veröffentlicht. Zeitgenossen nahmen zunächst an, Paul de Lagarde sei der Autor. Bald aber stellte es sich heraus, dass Julius Langbehn diese wortreiche Abrechnung mit Aufklärung und Rationalismus geschrieben hatte. Wissenschaftlichkeit und Liberalismus waren für den „Rembrandt-deutschen“, wie Langbehn sich mit Vorliebe bezeichnete, Zeichen einer gefährlichen Degeneration der Deutschen. Binnen zwei Jahren erlebte Langbehns Plädoyer für eine völkische Wiedergeburt der deutschen Kultur aus dem Geist der Kunst Rembrandts eindrucksvolle 39 Auflagen. 1922 kam es in der 84. Auflage heraus. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg förderte kein Autor den Antiintellektualismus so sehr wie Langbehn, und keiner beeinflusste die damals immer einflussreichere Jugendbewegung mit seiner reaktionären Kritik an der modernen Welt so sehr wie er.

Den dritten Bestseller über die antimoderne Welt der Germanen als dem eigentlichen Ideal der Deutschen schrieb vor dem Ersten Weltkrieg der Engländer Houston Stewart Chamberlain, der lange Jahre in Wien und später in Bayreuth lebte. Sein Werk über „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ erschien zunächst 1898, bereits 1912 aber in 10. und 1935

schließlich in 19. Auflage. Chamberlain folgte unkritisch den rassistischen Theorien, die Arthur Graf Gobineau zur Zeit Napoleons III. in seinem „Essay über die Ungleichheit der Menschenrassen“ vorgetragen hatte, der just 1898 auch in deutscher Übersetzung erschien. Wie Gobineau glaubte auch Chamberlain an die Überlegenheit der weißen Rasse: der Arier, der Germanen. Wie Gobineau machte auch er die Juden für alles Übel in der Welt verantwortlich. Chamberlain starb 1927, 1922 hatte ihn die Stadt Bayreuth zum Ehrenbürger gemacht.

Es ist nicht möglich, die gesamte reaktionäre Literatur der 1920er Jahre anzuführen, aber einige Titel sollen doch noch kurz genannt werden. Mit seinem 1923 erschienenen Werk über das „Dritte Reich“ bestimmte Arthur Moeller van den Bruck maßgeblich die Gedankenwelt der konservativen Revolution. Nach dem ersten, dem mittelalterlichen Reich, und dem zweiten, dem Bismarckschen Reich, gelte es nun, ein drittes Reich zu bauen, und zwar gegen Liberalismus und Sozialismus, gegen die Weimarer Demokratie und den Westen. Ähnlich wie Langbehn und Chamberlain glaubte auch er an einen politischen Sozialdarwinismus, der letztendlich zum ultimativen Sieg der Deutschen führen würde.

Einen anderen Akzent setzte Hans Grimm mit seinem Werk „Volk ohne Raum“, das zuerst 1926 erschien und binnen kurzer Zeit im Zentrum der öffentlichen Diskussion stand. Auch Grimm war Antisemit. Seit 1923 stand er den Nationalsozialisten nahe. Anders als die bereits genannten Autoren hatte er aber eine Lösung für die Probleme des deutschen Volkes. Dieses Volk brauche dringend, so Grimm, mehr Lebensraum. Es könne sich nur erneuern und sein ganzes Potential entfalten, wenn es nicht mehr in Mitteleuropa zwischen Romanen und Slawen eingezwängt leben müsse. Etwa zur gleichen Zeit argumentierte Hitler in „Mein Kampf“, dieser neue Lebensraum liege im Osten. Damit war die Entscheidung von 1941 vorgezeichnet.

Den abgrundtiefen Hass der konservativen Revolutionäre gegen die Träger der Weimarer Demokratie, gegen Parlamentarismus und Liberalismus, findet man schließlich auch in Edgar J. Jungs 1927 publiziertem Buch „Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung“. „Denen, die im Kampfe fielen, zum Gedächtnis“ widmete Jung seine Ausführungen, und „denen, die im Kampfe stehen, zum Ansporn“. Jung sorgte sich um das, was er als „die Erkrankung des Volkskörpers“ bezeichnete und suchte nach Wegen, um die Herrschaft derjenigen, die er als die Minderwertigen bezeichnete, zu beenden. „Sinn aller Gemeinschaftsarbeit ist Erhaltung und Stärkung des Volkskörpers“, so Jung,

„Rassenverschlechterung muss verhindert, hochwertige Volksbestandteile müssen gepflegt, minderwertige zurückgedrängt werden“; „Schutz und Stärkung des deutschen Volkstums stehen an der Spitze außenpolitischer Aufgaben“. An solche „Grundsätze“, wie Jung sie nannte, konnten die Nazis nach 1933 unmittelbar anschließen. Jung selbst geriet allerdings hinein in den Konflikt zwischen Papen und Hitler und wurde 1934 im Zuge des Röhm-Putschs ermordet.

Das politische Denken des protestantischen Bürgertums und damit auch die Politik der deutschen evangelischen Kirchen wurde in den Jahren nach 1918 durch Vorstellungen wie jenen von Langbehn und Grimm, von Moeller van den Bruck und Jung, auf vielfältige Weise beeinflusst. Auf einige, für die Kirchen typische, signifikante Auswirkungen sei abschließend hingewiesen.

Wie viele ihrer Zeitgenossen, verstanden auch evangelische Kirchenführer den Vertrag von Versailles, das, was sie als das Diktat von Versailles bezeichneten, als tiefe, zugleich ungerechtfertigte Demütigung der Deutschen. Durch die territorialen Bestimmungen dieses Vertrags wurde in ihren Augen der deutsche Volkskörper an entscheidenden Stellen amputiert. Wie viele ihrer Zeitgenossen richteten sie in dieser Situation ihre Augen auf die sogenannten Auslandsdeutschen, also jene Landsleute, die seit dem 18. Jahrhundert in alle Teile der Welt ausgewandert waren, weil sie in Deutschland keine Perspektive für ein sinnvolles Leben sahen. Von diesen Auslandsdeutschen sollten nach 1919, so die weit verbreitete Annahme, dem von den Ententemächten erniedrigten Reich neue Kräfte zuwachsen. Auch in der Wissenschaft entstand damals ein plötzliches, zugleich starkes Interesse an den Auslandsdeutschen. Ein anderer Onkel von mir schrieb seine Dissertation über die „Zipser Schwaben“ und unterrichtete ab 1931 an einer auslandsdeutschen Schule in Sao Leopoldo in Südbrasilien.

Für die evangelischen Kirche besaß die mögliche Rolle der Auslandsdeutschen jedoch noch eine besondere Bedeutung. Denn unmittelbar nach dem Krieg waren Hunderte von Missionaren nach Deutschland zurückgekehrt, die in den deutschen Kolonien gearbeitet hatten und nach deren Besetzung durch die Ententemächte interniert worden waren. Wohin mit ihnen, wo doch viele von ihnen keine richtige Theologenausbildung absolviert hatten und deshalb für ordentliche Pfarrstellen nicht qualifiziert waren. Einige wurden in Werken der Inneren Mission untergebracht. Viele wurden aber in auslandsdeutsche lutherische Gemeinden nach Übersee geschickt. Dort sollten sie gegen jedwede Assimilierung

der Deutschen in die Gesellschaft der Gastländer wirken und dafür sorgen, dass wahres Luthertum und wahres Deutschtum erhalten bleiben. Luthertum und Deutschtum, das waren, wie man glaubte, zwei Seiten einer Medaille und der eigentliche Kern des deutschen Volkstums.

Von denjenigen Missionaren, die, wie erwähnt, in Werken der Inneren Mission eine neue Anstellung fanden, wurde erwartet, dass sie im Sinne der Volksmission tätig würden. Diejenigen, die in Afrika Angehörige von Naturreligionen zum Christentum bekehrt hatten, könnten, so glaubte man, auch in Deutschland die Menschen, die von der Kirche weggedriftet waren, wieder für das Christentum gewinnen, sogar in den Hochburgen der Sozialdemokratie und der Kommunisten. In den Zwanzigerjahren löste eine Kampagne der Volksmission die nächste ab, und alle mündeten ein in die Euphorie des Frühjahrs 1933, als man glaubte, Hitlers Regierung beende nicht nur das ungeliebte Weimarer System, sondern leite eine umfassende politische und auch religiöse Wiedergeburt des deutschen Volkes ein.

Zwei Aspekte gilt es noch nachzutragen: Das Totengedenken in den Jahren nach 1918 und der andauernde, sich sogar verstärkende Antisemitismus. In den allermeisten evangelischen Gemeinden wurden nämlich, sobald die Listen mit den Namen der Gefallenen komplett waren, in den Kirchen Tafeln mit diesen Namen angebracht, meist im Vestibül, zum Teil aber auch im Kirchenraum selbst oder auch im Chor. Auf diese Weise wurde demonstrativ zum Ausdruck gebracht, dass diese Gefallenen ihr Leben als Christen gelassen hatten, und zwar für die Gemeinden, aus denen sie kamen und, wie es häufig ausgedrückt wurde, für das ganze deutsche Volk. Sie erhielten dadurch den Status von nationalen Märtyrern. Jeden Sonntag konnten diejenigen, die zur Kirche gingen, die Namen auf diesen Tafeln lesen. Häufig wurden zusätzlich noch auf den Friedhöfen eigene Toten- beziehungsweise Heldengedenkstätten errichtet. Erst nach 1945, erst eigentlich aber ab den 1960er Jahren, wurde an einigen Orten versucht, diese Gedenkstätten umzuwandeln in Mahnmale für den Frieden.

Auch die allermeisten protestantischen Pastoren waren in den Jahren vor 1933 überzeugt, es bestünden fundamentale rassische Unterschiede zwischen Juden und Christen. Deshalb verstärkte sich in den Zwanzigerjahren der Druck auf die seit dem Pietismus in Deutschland übliche, jedoch zu keinem Zeitpunkt besonders erfolgreiche Judenmission. Juden könnten, so das Argument, auch wenn sie konvertierten, nicht eigentlich zu Deutschen und zu Christen und damit zu gleichberechtigten Mitglie-

dern in den Gemeinden werden. Auch daran konnten die Nazis 1933 bruchlos anknüpfen. Der in protestantischen Kreisen weit verbreitete Antisemitismus erklärt schließlich, warum es der Bekennenden Kirche so schwer fiel, in der Frage des Arierparagraphen eine eindeutige Haltung zu finden. Theologen wie Dietrich Bonhoeffer, die von Anfang an den Arierparagraphen strikt als unchristlich ablehnten, waren die Ausnahme. Pastoren, deren Vorfahren Juden waren und die selbst in ihrer Jugend zum Christentum konvertierten, fanden selbst bei ihren Amtsbrüdern häufig keine Unterstützung.

Man kann zurecht fragen, ob es denn keine Ausnahmen gab. Selbstverständlich gab es diese. Johann Christoph Blumhardt der Jüngere, der sich schon vor dem Ersten Weltkrieg den Sozialdemokraten angeschlossen hatte, lehnte den Ersten Weltkrieg vehement ab. Die pazifistischen Schriften von Hermann Hesse, der aus einem pietistischen Elternhaus stammte, gehören zum Eindrucksvollsten, was er während des Ersten Weltkriegs geschrieben hat. Paul Tillich bekehrte sich aufgrund seiner Erfahrungen als Feldprediger in den Gräben der Westfront schon 1915 zum religiösen Sozialismus. Weitere Namen könnten genannt werden. Der Einfluss der Pazifisten und Kriegsgegner war aber begrenzt. Blumhardt starb 1919, Hesse lebte im Exil in der Schweiz, Tillich verlor nach der Machtergreifung seine Stelle und emigrierte in die USA. Als Günter Dehn sich 1928 kritisch zum Kult um die Kriegstoten äußerte, musste er schmerzhaft erleben, wie stark die Nationalsozialisten bereits die öffentliche Debatte beherrschten, während ihm kaum christliche Solidarität zuteil wurde.

Die Bilanz ist somit erschütternd. Das Neue, das sich im Zuge der völkischen Bewegung Bahn brach, war bestimmt von Gewalt, nicht von Toleranz, von Revanchegefühlen, nicht vom Willen zum Frieden, von der Ausgrenzung Andersdenkender, nicht von Nächstenliebe. So wundert es nicht, dass 1933 und in den folgenden Jahren die Hakenkreuzfahne auf Kirchtürmen flatterte, Altäre mit der Nazifahne geschmückt wurden und der Nazislogan „Deutschland erwache, Juda verrecke“, den die SA auf den Straßen grölte, kein allgemeines Entsetzen und öffentliche Proteste hervorrief. Das 1918 geschlagene Deutschland war vielen Protestanten wie der von seinen Feinden ans Kreuz geschlagene Christus erschienen. Nunmehr, nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten, glaubten sie, habe dessen Auferstehung begonnen. Vor drei Generationen in Deutschland, das waren in der Tat verrückte Zeiten.

Ausgewählte weiterführende Lektüre:

Doris L. Bergen, *Twisted Cross. The German Christian Movement in the Third Reich*, Chapel Hill, NC, 1996.

Manfred Gailus u. Hartmut Lehmann, Hg., *Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870 – 1970). Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbilds*, Göttingen 2005.

Michael Geyer u. Hartmut Lehmann, Hg., *Religion und Nation. Nation und Religion. Beiträge zu einer unbewältigten Geschichte*, Göttingen 2004.

Annette Göhres, Stephan Linck u. Joachim Liß-Walther, Hg., *Als Jesus „arisch“ wurde. Kirche, Christen, Juden in Nordelbien 1933 – 1945*, Bremen 2004.

Susannah Heschel, *The Aryan Jesus. Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany*, Princeton 2008.

Gerd Krumeich u. Hartmut Lehmann, Hg., *Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000.

Hartmut Lehmann, *Protestantische Weltsichten. Transformationen seit dem 17. Jahrhundert*, Göttingen 1998.

Hartmut Lehmann, *Protestantisches Christentum im Prozess der Säkularisierung*, Göttingen 2001.

Hartmut Lehmann, *Transformationen der Religion in der Neuzeit. Beispiele aus der Geschichte des Protestantismus*, Göttingen 2007.

Hartmut Lehmann, *Das Christentum im 20. Jahrhundert. Fragen, Probleme, Perspektiven*, Leipzig 2012.

Kurt Nowak, *Geschichte des Christentums in Deutschland. Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, München 1995.

Ulrich Sieg, *Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus*, München 2007.

Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologien in Deutschland, Stuttgart 2005.

Wolfgang Iltner, Volksnomostheologie und Schöpfungsglaube, Göttingen 1996.